

Der schlitzäugige Schweizer

Autor(en): **Gantenbein, Margit**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 21

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757470>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der schlitzäugige Schweizer

Von Margit Gantenbein

Heiri Löslü aus Sendai hatte geschlitzte Augen. Sonst sah er eigentlich fast aus wie irgendein junger Mann in Europa aussehen konnte. Er hatte helle Haare, eine weiße Haut und ein langes, schmales Gesicht. Heiri hatte nicht einmal prominente Backenknochen; aber seine Augen waren stark geschlitzt. Zwischen den vom japanischen Schönheitsstandpunkt aus vollkommenen Schlitzzen schimmerte die Farbe seiner Augen schwarz und glänzend.

Heiri war groß gewachsen und schlank. Er spielte viel Fußball und Baseball; im Winter lief er Ski. Er schwamm, und manchmal kämpfte er mit seinen ehemaligen Schulkameraden Jiu-Jitsu und blieb dabei oft der geschickte und bewunderte Sieger. Nichts an Heiri war weiter verwunderlich. Er war ein frischer, sportlicher junger Mann und ein guter Freund wie die meisten seiner Altersgenossen auch.

Erst wenn Heiri Löslü den Mund aufat, begann man zu staunen. Er wechselte nämlich Sprache und Akzent so wie unsereins einen Hut wechselt. Sprach er mit dem Vater, so rollte es breit und langsam in Berndeutsch aus seinem Mund, und wendete er sich dann an die Mutter, so sprach er sie mit echtem Sendai-Jargon an, rasch und fast elegant. Der Vater, dessen Japanisch nicht gerade gut und fast rein «berndeutsch» betont war, verstand zwar, was Mutter und Sohn miteinander sprachen, und die Mutter, die nicht ein einziges Wort deutsch oder gar schweizerdeutsch sprach, ahnte wiederum mehr oder weniger, was der Sohn mit dem Vater redete. Soweit gab es da keine Schwierigkeiten.

Auch Heiris Aussehen hatte weiter nie Anlaß zu ernstlichen Schwierigkeiten gegeben. Daß er dunkle Schlitzaugen hatte und sonst sehr hellfarbig war, war weiter nicht ernstlich schlimm. In Sendai hatte man sich schon lange daran gewöhnt, ja, man fand es eigentlich geradezu apart. Und daß die Leute in Bern Heiri bei seinem letzten Besuch zu Hause etwas näher und etwas länger betrachtet hatten, als man das sonst anständigerweise tut, hatte er als eine kurze, nicht ganz angenehme Episode schon wieder vergessen.

Heiris Schwierigkeiten waren anderer, viel komplizierterer Art. Sie waren in ihm, und niemand wußte etwas davon, ja, ihm selbst waren sie vorläufig noch gar nicht so recht klar und bekannt. Denn Heiri hatte von seinem letzten Besuch aus Bern Zweifel mitgebracht, Zweifel über sich selbst und seine Doppelrassigkeit, über seine Nationalität und Zugehörigkeit. Die blieben und quälten ihn täglich mehr.

Bin ich nun eigentlich Schweizer oder Japaner? So ging es Heiri oft tagelang durch den Kopf. Er war in Sendai in die Schule gegangen, hatte dort Matura gemacht und arbeitete nun im Geschäft des Vaters. Wenn er mit Kameraden oder Besuchern auf Nationalität zu sprechen kam, wurde er plötzlich überheblich, während er sonst eher bescheiden war, und begann zu prahlen: «Ich fühle mich ganz Japaner, das ist doch klar. Meine Loyalität gehört diesem Lande, in dem ich aufgewachsen bin, in dem ich eine schöne Jugendzeit hatte, wo ich Schulfreunde habe, die meine Muttersprache sprechen, wo ich meinen Lebensunterhalt verdiene und wo ich wohl einmal meinen eigenen Hausstand haben werde.» Japaner verstanden das sehr gut; ja, sie billigten diesen Standpunkt ganz und gar und hätten alles andere verworfen. Aber was dachten die Europäer, besonders die Schweizer, die manchmal auf der Durchreise in das Haus der Familie Löslü kamen? Sie brachen plötzlich jede Diskussion über diese Frage ab, und nach einer kühlen und unangenehmen Pause gingen sie dann auf etwas anderes über. Sobald Heiri Löslü den Leuten erklärt hatte, daß er sich mehr Japaner als Schweizer fühlte, merkte er jeweils, wie dieselben Menschen, die vorher nett und vertraulich zu ihm gewesen waren, sich von ihm abwendeten und kühl und zurückhaltend wurden.

Heiri fühlte, daß er seine frühere Fröhlichkeit und Unbefangenheit verloren hatte, seit er das erstmal als erwachsener Mensch in der Schweiz gewesen war. Und obwohl er mit großen Worten über seine Zugehörigkeit zu Japan prahlte und so tat, als ob es ihm ernst wäre, war es ihm doch gar nicht recht wohl dabei. Ja, eigentlich wußte er nicht recht, wohin er in Wirklichkeit gehörte, nach Japan oder in die Schweiz oder, im engeren Sinne, nach Sendai oder nach Bern. Noch weniger

war es ihm klar, weshalb er immer wieder, wenn die Frage darauf kam, seine Zugehörigkeit zu Japan beteuern mußte. Wenn er dann allein war, dachte er angestrengt darüber nach. Besonders seit Matsuda, sein Schulkamerad und alter Freund, der jetzt bei der Polizeiinspektion arbeitete, eines Abends mit ihm Reiswein trinken ging und dann plötzlich, als er ein wenig angetrunken war, auf japanisch zu ihm sagte: «Du, höre mal, E-iri», so nannten ihn die japanischen Freunde, «was sprechen eigentlich die vielen Ausländer mit deinem Vater, wenn sie zu ihm kommen? Du weißt doch, wir rechnen dich als ganz zu uns gehörig, und eigentlich wäre es nur in Ordnung, wenn du uns helfen würdest, unsere japanischen Einrichtungen zu bewachen, indem du uns über alles, was interessant ist, berichten würdest. Das Land ist voll von Leuten, die unsere Traditionen befeinden.» Da wurde es Heiri Löslü ganz merkwürdig zumute, vor der Verantwortung, die das Leben ihm in seiner Zwiespältigkeit aufzubürden schien. Und gleich darauf wurde es in ihm ganz fest: Niemals würde er seinen japanischen Freunden mitteilen, was beim Vater zu Hause gesprochen wurde, wenn Ausländer zu Besuch waren. Ihm persönlich schien es zwar auch ganz unwichtig zu sein, was gesprochen wurde, aber dazu war er wieder Japaner genug, um zu wissen, daß alles, was Ausländer dachten und taten, für Japaner merkwürdig, verdächtig, ja gefährlich schien.

Seitdem Matsuda den Heiri Löslü an jenem Abend mit seiner schweren Zunge gebeten hatte, ihm Informationen über Ausländer zu geben, war es ihm zum ersten Male klar geworden, daß er ja eigentlich gar nicht so sehr zu Japan hielt, wie er das immer sagte. Sonst hätte er doch schließlich dieser für japanische Begriffe so harmlosen Bitte Folge geleistet, die außerdem seinem Freund, der doch Karriere machen und also besondere Verdienste aufweisen mußte, wichtig war. Es war auch das erstmal gewesen, daß Heiri Löslü einen japanischen Gedankengang nicht billigte, obwohl er ihn genügend verstand. Aber das Merkwürdige war, daß sich seit jenem Abend der Zwiespalt in ihm vergrößerte und komplizierte. Bald waren es nicht nur mehr politische Zweifel, die ihn quälten, sondern so viel weltanschauliche Fragen drängten sich ihm auf, die ihm bis dahin kaum zum

Bewußtsein gekommen waren. Mußte man «sein Gesicht wahren», oder war es richtiger, offen zu seinen Fehlern zu stehen und sie zu verbessern? Mußte man Frauen nur als Mütter von Söhnen ehren — wenn überhaupt — oder sollte man sie, wie der Vater es tat, als ebenbürtig behandeln? Sollte man, wenn man heiraten wollte, einen Vermittler dazu haben und auf japanische, indirekte Weise vorgehen, indem Verwandte die Braut, die man nicht kannte, vorschlugen, oder sollte man sich dagegen auflehnen und seine eigenen Wege gehen? Die Fragen stürmten nun plötzlich alle gleichzeitig auf Heiri Löslü ein, als er in sein zwanzigstes Jahr ging, und es schien, als hätte er nicht den Mut, mit irgend jemandem darüber zu sprechen.

Vater und Mutter fiel es auf, daß Heiri anfang stiller und ernster zu werden, daß er oft allein auf seinem Zimmer war oder allein ausging. Sie wußten nicht, daß ihr Sohn angefangen hatte, den Eltern bittere Vorwürfe darüber zu machen, daß sie ihn durch ihre Heirat in diesen Zwiespalt gebracht hatten. Sie hatten zwar ihre eigenen Schwierigkeiten zu überwinden gehabt in den ersten Jahren ihrer Ehe, aber die waren anderer Art gewesen und waren nun zum größten Teile überwunden.

An die Schwierigkeiten ihres Sohnes hatten sie offenbar nicht gedacht, und wenn sie gar an die Zukunft ihrer fünfzehnjährigen Tochter dachten, die eine Schönheit zu werden versprach, so waren sie immer besonders zuversichtlich. Der Sohn sollte das gute Geschäft weiterführen, die Tochter würde sich unter den vielen ausländischen Freunden des Vaters einen Mann wählen, und es gab eigentlich in den Augen der Eltern nur gute Aussichten, bis eines Tages der Sohn zu ihnen kam und ihnen erklärte, daß er «Schweizer werden wolle».

Die Eltern verstanden das gar nicht, denn schließlich hatten sie doch den Sohn, soweit das möglich gewesen war, als Schweizer erzogen, und er hatte ja auch einen schweizerischen Paß. Selbst als Heiri zu erklären begann, wie er das eigentlich meinte, verstanden die Eltern ihn nicht und waren bedrückt und betrübt. Denn Heiri hatte sich in den Kopf gesetzt, daß er in die Schweiz, nach Bern gehen wolle, um dort zu studieren und um dort ein «Schweizer zu werden» und um seinem japanischen Mutterland abzuzugrenzen.

Die Eltern verweigerten seinen Wunsch ganz eindeutig und streng. Und Heiri sprach nie mehr davon. Sein Leben aber wurde nun ernstlich schwierig. Er nahm nie mehr teil an «patriotischen Diskussionen», wenn Ausländer zu seinem Vater zu Besuch kamen. Er wurde verstimmt und hatte einen schweren Ausdruck in seinen dunkeln, langgeschlitzten Augen. Das ganze Leben in Sendai, wo er in die Schule gegangen war, wo man seine Mutter kannte und ihn fast als Japaner behandelte und mit seiner Loyalität rechnete, wurde täglich unerträglich. Immer klarer wurde es ihm, was für ihn ein Leben als Japaner unter Japanern bedeuten würde. Es würde Verrat werden an ihm selbst und an den Überzeugungen, die er sich nun täglich und stündlich, langsam und schwer erkämpfte. Er würde dieses Leben nicht führen können. Es war zu schwer für ihn. Der Vater aber, wenn er einmal Entschlüsse gefaßt hatte, die mit praktischen Erwägungen zu tun hatten, blieb hart, und man mußte sie stillschweigend durchführen. — An einem kalten Tag im Januar, als Heiri Löslü wieder das brennende Gefühl hatte, daß er «Schweizer werden müßte», wenn er sein Leben verantwortungsvoll weiterführen sollte, beschloß er, am nächsten Samstag allein auf eine Skitour zu gehen, um sich alles nochmals genau zu überlegen und um dann seine eigenen Entschlüsse zu fassen.

Von dieser Skitour ist Heiri Löslü nie mehr zurückgekehrt. Man fand ihn tot in einer einsamen Skihütte, die geschlitzten Augen noch halb geöffnet. Es war vollkommen unwahrscheinlich, aber Heiri Löslü hatte in der traditionellen Weise der Japaner den Selbstmord des «Harakiri» begangen, und die Lage, in der man ihn auffand, bewies, daß er die Form dieses Selbstmordes, des ehrenvollen Todes derjenigen, die sich besiegt fühlen, vollkommen beherrschte und ihn bis in die letzten Details richtig ausgeführt hatte.

Der kurze Dolch, ein kostbares altes Stück, das ihm Matsuda einmal geschenkt hatte und mit dem er sich die tödliche Bauchwunde beigebracht hatte, lag neben ihm. Er hatte kein Wort des Abschiedes hinterlassen.

Heimat

Wo zur Sonne auf die Bergwelt strebt,
Wo im Volk noch Sang und Sage lebt,
Wo der Mensch den Himmel näher schaut —
Und auf Gott und e'g'ne Kraft nur baut:
Tönt im Sturm, vor dem die Wolke flieht — —
Tönt im Schweigen — unfrer Heimat Lied.

Wo am blauen See die Rebe reift,
Wo ein Pflug die braune Scholle greift,
Wo noch Menschen, mutig, stark und gut
Für die Freiheit stehn mit ihrem Blut . . .
Rauscht im Strom, der in die Ferne zieht,
Rauschen Wälder — unfrer Heimat Lied.

Wenn im Tal der Silbernebel steigt,
Wenn der Glocken ehr'ne Stimme schweigt,
Wenn im Abendgold die Firnen stehn — —
Wird ein Grüßen zu den Menschen gehn . . .
Die da lauschen, heimatweh=durchglüht —
In der Fremde — auf der Heimat Lied.

Urfula Ott